

Dankbarkeit.

Wir klagen heute viel und danken wenig. Obwohl dies verständlich ist, dürfen wir doch nicht glauben, daß Dank in widrigen und unbefriedigenden Verhältnissen keine Stätte mehr habe.

Als Johannes Chrysostomus bei der Überführung zu einem noch härteren Verbannungsort als dem bisherigen den dreimonatigen grausamen Leiden erlag, waren seine letzten Worte die ihm gewohnten: „Ehre sei Gott für alles.“¹ Als Ludwig von Frankreich seine „über alle sterblichen Geschöpfe geliebte“ Mutter, die heilige Königin Blanca, durch den Tod verlor, dankte er trotz herben Schmerzes Gott dafür, daß er ihm die Teuerste so lange gegeben hatte, als es seiner Güte gefiel.² Ein Laienbruder der Gesellschaft Jesu, Franz Stöckerle, der am 11. August 1916 in einem bayerischen Feldlazarett verschied, hatte, wie ein Kamerad erzählt, kurz vor seiner Verwundung öfter den Wunsch ausgesprochen, Gott möchte ihm die Gnade schenken, nach einer etwaigen Verwundung noch eine halbe Stunde zu leben, damit er Zeit habe, das Magnificat zu singen. Eine hochbetagte Nonvertilin, die um dieselbe Zeit, wohl aus Mangel an rechter Kranken- nahrung, zu München dahinstarb, sagte dem Verfasser nicht lange vor dem Tode: „Ich habe schon oft dem lieben Gott gesagt: Nimm mich doch in den Himmel, daß ich dir einmal danken kann.“

Dank trotz Leid ist aber wie möglich, so auch notwendig. Gewiß kann nicht geleugnet werden, daß es Gründe zur Klage gibt. Fast jedes Einzelleben hat deren mehr als genug, und den gesellschaftlichen Verbänden, denen wir angehören, den Zeitläuften, in denen wir leben, eignet Gemein- leid, das empfindlich auch auf den Einzelnen wirkt. Dennoch bleibt viel zu danken. Die Klage darf nie allein ertönen, und immer bedarf es der Wachsamkeit, daß sie nicht das rechte Maß überschreite.

Auch das ist wahr, daß wir es nicht lassen können, über jede irdische Genugtuung hinaus den Blick in die Höhe zu richten; wir sind ja nicht

¹ Δόξα τῷ Θεῷ πάντων ἐνεκεν. Palladius, *Dialogus de vita S. Ioannis Chrysostomi* c. 11: Migne, *Patr. graec.* XLVII 38.

² Gaufridus de Belloloco, *Vita* c. 5, n. 46: *Acta Sanct.*, tom. V Augusti (Antverpiae 1741) 552. — M. Sepet, *Saint Louis* (Paris 1900) 12 ff.

auf die Niederung, auf beschränkte Erdenwohlfahrt angelegt. Aber man muß doch unterscheiden zwischen: nicht endgültig zufrieden sein können, und: nicht danken müssen. Auch Gaben, die nicht die letzten, sondern nur Vorläufer reicherer Gaben sind, verdienen Dank; sie verdienen sicherlich großen Dank, wenn sie schon als Vorläufer durch Zahl und Güte herborragen.

1. Die Wohltaten erkennen, ist Voraussetzung, dann freilich sogleich auch Betätigung der Dankbarkeit. Aus allgemeiner oder besonderer Erkenntnis der Wohltaten geht in einem edlen Herzen Dankbarkeit hervor; aber kaum geboren, wendet sie sich zum Erkennen zurück und hält es an, die Wohltaten zu zählen, zu wägen, Zahl und Gewicht sich unvergessen zu merken, auf daß sie alle Schuld vollkommen begleiche. Dankbarkeit steht darum mit Einsicht und Verstand im Bunde wie nur irgend eine der Tugenden; nicht umsonst stammt ihr Name von derselben Wurzel wie Denken ab. Gedankenlose, Stumpfe sind undankbar; Wache, Achtsame, Tiefe sind dankbar.

Aller andern Wohltaten Anfang und Krönung besteht in den Wohltaten Gottes. Sie bauen uns auf vom Grunde her und setzen uns zusammen; sie schenken uns jede Erhebung über das Nichts, die wir sind und besitzen. Durch die Erhaltung, Mitwirkung und Vorsehung bleiben wir von Augenblick zu Augenblick, nach Wesen und Akzidenz, Gaben Gottes; auch das All, das wir bewohnen, ist eine Riesengabe der göttlichen Güte. Wir stehen auf Gottes Wohltaten, wir gehen und wandeln in ihnen. Sie umgeben, umsädeln, umstürmen uns. Sie strahlen in unser Auge, klingen uns ins Ohr. Wir atmen sie ein wie die Luft — die Luft ist selbst eine der zahllosen —, sie kreisen in unsern Adern wie unser Blut — auch das Blut gehört zu ihnen — durch sie schlägt unser Herz. Wie zahlreich sind doch diese Wohltaten, wie oft wiederholte vom Aufgang der Sonne zum Niedergang und vom Niedergange zum Aufgang, von Jahr zu Jahr, Lebensalter zu Lebensalter, wie mannigfaltige, bald allen gemeinsame, bald den Einzelnen in persönlicher Weise segnende, wie große, süße, förderliche, kostbare! Wahrlich, als kostbar müssen sie gelten schon wegen der unendlichen Majestät, von der sie uns kommen, durch die geliebt und bedacht zu sein wertvoller ist als der Besitz von Himmel und Erde, von der sie obendrein uns zugehen nicht bloß durch Diener, sondern die für, mit, in uns durch persönliche Allgegenwart und Alltätigkeit wirkt. Gott spendet uns seine Gaben, auch wenn wir undankbar, unwürdig sind. Thomas von Aquin meint in den schönen Quaestiones der *Secunda Secundae*, die von der

Dankbarkeit handeln, der Sünder schulde Gott in einer Weise mehr Dank als der Gerechte: sei auch die Verzeihung der Sünde ein geringeres Gut als die Bewahrung der Unschuld, so werde sie doch einem Unwürdigeren geschenkt. Gott segnet uns in den ungeahntesten, nur von der drängendsten Liebe entdeckbaren Weisen. Litt er nicht in eigener Person für uns Mühsal, Schmerzen und den bitteren Tod? Und noch keine der Gaben, die wir in und um uns sehen, ist die letzte. Die letzte Gabe ist erst dann gegeben, wenn wir von der Anschauung Gottes verklart in Göttlichkeit glänzen, oder vielmehr, die letzte ist auch dann nicht gegeben; denn der Ewigkeit des göttlichen Gebens kommt kein Ende.

Die Seele einer Wohlthat, das Höchste daran und von erleuchteter Dankbarkeit noch mehr als die äußere Wohlthat geschätzt, ist die unentgeltliche Liebe. Was uns jemand um Geldes oder sonstigen Nutzens willen tut, empfinden wir nicht als Wohlthat im strengen Sinn und, soweit eben um Geld getan, nicht als Verpflichtung zum Danke. Für die Liebe aber dankt man, auch abgesehen von der äußeren Gabe; darum sagt man: Ich danke, wenn man etwas göttig Gebotenes ausschlagen will, und vor allem das innere Wohlwollen anerkennt man als dankenswert in Kleinigkeiten, wie wenn etwa eine freundliche Hand mit einer Blume einem das Zimmer schmückt. Auch durch das Wohlwollen stehen aber in der Stufenfolge der Wohlthaten die göttlichen obenan. Gott, der in Abvollkommenheit sich selbst Genügende, schafft mit unantastbarer Freiheit nach innen und außen. Er schafft uneigennützig; er setzt sich selber zum Ziel der Dinge nicht wie die Selbstsucht, deren Triebfeder das Ich als Ich ist, sondern wie die Heiligkeit und ewige Ordnung, die das höchste Gut, wo immer es sei, über alles und alles in ihm liebt. Nimmer und nirgends lebt in Wohlthaten eine reinere, heiligere Uneigennützigkeit als in den Wohlthaten Gottes.

Unsere Oberflächlichkeit übersieht viele Wohlthaten, namentlich die sich nicht den Sinnen aufdrängen, wie die Schöpfung und Erhaltung; andere schätzt sie nicht nach Gebühr, namentlich die sie niemals in Mangel und Schmerz entbehren mußte, die sie nicht mit Mühe zu erringen hat, die ihr reichlich und häufig zufließen, die ihr nicht allein, sondern gemeinsam mit andern gegeben werden. Wir werden kaum dankbar, wenn nicht die Vorsehung uns wie auch irdische Pädagogik ihre Zöglinge behandelt: diese weiß, daß man den Kindern nicht zu viele und zu köstliche Geschenke machen soll und daß man wohl daran tut, sie zuweilen etwas entbehren zu lassen. Am öftesten aber übersieht die Oberflächlichkeit an den Wohlthaten, daß sie

Dankschulden bringen. Zahllose Dankgläubiger leben neben uns in allen Welttheilen, lebten vor uns in allen Jahrhunderten; von ihnen allen fließen uns Kulturgüter zu. Wer denkt dankbar an sie? Die Wohlthaten der Eltern nimmt das Kind — es darf freilich am ehesten gedankenlos sein — als Selbstverständlichkeiten hin; erst wenn es zu spät ist, erwacht heißer Dank an Gräbern. Wenige Schüler haben das lebendige Bewußtsein, daß die Lehrer nicht etwa nur durch besondere Freundlichkeit, sondern gerade durch ihre Lehrtätigkeit ihnen Gutes tun; wenige Bürger fühlen sich der Obrigkeit, zu wenige auch den kirchlichen Vorgesetzten verpflichtet. „Wer der Gemeinde dienet, dem danket niemand.“ Wie gedenkt man der Opfer an Geld, Mühe, Blut, die im Kriege für das Vaterland gebracht worden sind?

Es ist wohl wahr, daß die Mitmenschen uns vielfach um Lohn, sei es greifbaren, sei es feineren, Dienste leisten. Wir sollten aber nicht vergessen, daß sie oft in ihre Dienste ein Wohlwollen legen, das über Geldlohn erhaben ist. Jeder berufene Lehrer hegt für seine Schüler und Zöglinge soviel aufrichtige Liebe, jeder rechte Arzt für seine Pfleglinge soviel sinnende Sorge, beide soviel selbstlose Theilnahme an Fortschritt und Besserung, daß Besoldung, Schulgeld, Honorar nur der geringere Teil der Bezahlung sein können; für ihr eigenes Gefühl ist das Geld oft etwas, was nur nebenherläuft neben dem innern Verhältnis, das sie zum Schützling gewonnen haben und auch auf seiner Seite vorhanden glauben. Selbst das Äußere des geleisteten Dienstes zeigt manchmal einen solchen Überschuß über den vertragemäßigen Lohn, daß ein vornehmer Mensch sich noch weit über den Lohn hinaus zu wahren Danke verbunden fühlt; mit Beschämung steht er vor einer armen Waschfrau, deren alte Hände von der auch in seinem Dienste überkommenen Gicht verunstaltet und gemartert sind, und der er nur eben die paar ortsüblichen Groschen gezahlt hat. Ja, tiefere Menschen, die die Größe und freie Ebenbürtigkeit des Mitmenschen kennen und ehren, sehen etwas Unbezahlbares in jedem geleisteten Dienste; sie danken dem Dienstmann am Bahnhofe, dem Kellner im Gasthaus, dem Arbeiter, der ihnen eine Reparatur besorgt, den Diensthoten im Hause auf so herzliche Art, daß diese von dem ungewohnten Benehmen ordentlich überrascht sind. Wieviel erträglicher wäre das menschliche Zusammenleben, wieviel fester verankert der ganze Aufbau der Gesellschaft in Familie, Gemeinde, Staat und Kirche, wenn allgemein mehr Dankverständnis herrschte zwischen Eltern und Kindern, zwischen Vater und Mutter, zwischen Vorgesetzten und Untergebenen jeder Gattung, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern,

Reichen und Armen! Allzu sehr zieht der moderne Mensch es vor, ein undankbarer Kritiker an Vergangenheit und Gegenwart zu sein.

Gesetzt indessen, daß ausgesprochene Lohnsucht vieler Geber uns die Dankeinsicht erschwere, dann bleibt immer noch die Schuld gegen den Höhern, dessen Vorsehung uns wenigstens durch Lohnsüchtige so viel Gutes spendet. Handel und Verkehr sind unermessliche Wohltaten der Vorsehung. Selbst wenn die staatlichen Beamten nicht mit Wohlwollen und aus sittlich hochstehender Gesinnung handelten, wären eine unschätzbare Wohltat geordnete Verhältnisse, in denen wir leben. Vergessen wir das nicht zu oft? Müssen wir trotz der schweren Lasten, die das heutige Staatsleben mit sich bringt, nicht dafür Dank wissen, daß wir immer noch weitgehenden Rechtsschutzes und öffentlicher Fürsorge genießen? Erst jetzt, nach den letzten sechs Jahren der Weltumwälzung, fühlen wir, wie wir ehemals alle Tage hätten auf den Knien danken sollen.

Am schwersten setzt die Dankerkennntnis sich durch im Leiden. Abhängig vom augenblicklichen Eindruck, sind wir dann überwältigt von der Neigung zur Klage. Da gilt es, das innere Auge klar und scharf zu erhalten. Überfliege auch das Leid alles Gute, das wir haben, das Leiden auf Erden trägt doch Himmelswerte in sich. Dadurch wird es zur Wohltat. „Denn unsere gegenwärtige Trübsal, die augenblicklich und erträglich ist, bewirkt in uns eine überschwengliche, ewige, alles überwiegende Herrlichkeit, wenn wir nicht auf das Sichtbare schauen, sondern auf das Unsichtbare“ (2 Kor. 4, 17 f.). Meistens leiden wir auch nicht so, daß es „uns besser wäre, nicht zu sein“; sondern die Bilanz zwischen Gutem und Üblem zeigt einen Überschuß des Guten, Dankschuldigen. Oft ertappen wir uns darauf, daß wir durch beschämend Geringses uns das Dankbewußtsein zerstören lassen. Ein Kleines fehlt am Essen, das Eßzimmer ist nicht wohl geheizt, zu einem weniger angenehmen Mahl bist du geladen — wie viele Dürstige würden nicht verstimmt wie du, sondern mit freudigem Danke vorlieb nehmen! Wie würden sie es gerne ertragen, wenn ihre Unannehmlichkeiten wie die deinen darin beständen, daß die Wohltaten sich häufen und in der Häufung einander verdrängen! Der Gedanke an die vielen, die es weniger gut haben und die mehr leiden als wir, sollte uns nie verlassen; kaum ein anderer erhält sicherer in der Dankbarkeit. Wir müssen uns selber vorhalten, was ehemals unsere Eltern uns sagten, wenn wir wieder einmal unzufriedene Gesichtchen machten: Schau, Kind, wieviel besser hast du es doch als jene andern; wie wäre es, wenn du an ihrer Stelle

wäreſt? Man geht nie über die Straße, ohne auf Gründe zum Mitleid und zum beſchämten Danke zu treffen. Vorüber wir hinausſtoßen: Un-erträglich! das würden andere als Erleichterung begrüßen. Was wir murrend hinnehmen, daſſir würden andere die Hand Gottes mit Tränen freudigen Dankes bedecken. Daß er dennoch nicht jenen Dankbaren, ſondern uns Undankbaren ſeine Gaben ſpendet, gehört zu ſeinen tiefen Geheimniſſen, göttlichen Freiheiten, die man nur wieder mit anbetendem Danke ver-ehren kann.

Gerade in bezug auf das Leiden verſtehen wir die Danknotwendigkeit beſſer, wenn es bereits in der Vergangenheit liegt, als wenn es gegenwärtig uns niederdrückt. Aber die Dankbarkeit wendet in allen Dingen den Blick nicht bloß auf die Gegenwart, ſondern auch auf die Vergangenheit; ſie krönt ihre Erkenntnisarbeit damit, daß ſie die vergangenen Wohltaten im Gedächtnis behält. Der Dankbare hat ein gutes Gedächtnis: es iſt ſein Wille, nicht zu vergeſſen. Der Undankbare genießt die Wohltat, dann ſchlägt er ſie aus dem Sinn; man ſagt von ihm: Er hat den Dank ſchon geſeſſen. Es mag kleine Dienſte geben, auf die man nach kurzer Zeit nicht mehr zu denken braucht, weil das Leben durch ſein Hin- und Widerspiel von Gefälligkeiten ſie ausgeglichen hat; aber größere Gut-taten entfallen der Dankbarkeit nie, ganz gewiß nicht jene, die für die Zukunft grundlegend waren und von denen man noch immer zehrt. In Ordensgenoſſenſchaften gibt es Regeln: Jedes Haus ſoll ein in Leder gebundenes Buch haben, worin die Namen aller Stifter und Wohltäter verzeichnet ſtehen; dieſe ſollen ſo und ſo oft öffentlich verleſen werden. Die unſterbliche Schuld gegen Eltern und Erzieher entſchwindet der Dankbarkeit in keinem Falle, ſelbſt dann nicht, wenn man in anderer Beziehung einmal gegen dieſe großen Gläubiger Stellung nehmen müßte. Das Soll gegen Gott aber, das um nichts kleiner iſt als unſer ganzes Haben von Anfang an, ja das in jene Ewigkeiten vor Himmel und Erde zurückreicht, wo Gott uns frei auſerwählte und zuborliebte, kann Dankſinn ſo wenig vergeſſen, als eine Blume ſich von ihren Wurzeln entfernt.

2. Die Dankbarkeit will die Erkenntnis der Wohltaten, aber nur als Mittel. Sie hat ihren Wohnort nicht im Verſtande, ſondern im Willen. Das iſt ihr Kern, daß ſie die Angemeſſenheit, ſittliche Güte der Schuld-abtragung an den uneigennütigen Wohltäter liebt und will; aus dieſem Willen heraus umfaßt ſie, was ſich zur Bezahlung der Dankſchuld darbietet.

Naturgemäß das Erste ist der Herzensdank, die Dankgesinnung. Sie besteht zuvörderst in der Anerkennung des Wohltäters, seiner Güte wie seiner Gabe, nicht bloß in der verstandesmäßigen Anerkennung, die uns der Sachverhalt auch bei innerem Widerwillen abnötigt, sondern der willensmäßigen, also in einer Art von Verehrung, inneren Huldigung. Dem Wohltäter, so lehrt Thomas von Aquin, gebührt in erster Linie Ehre und Ehrfurcht. Auch Kants „Metaphysik der Sitten“ bestimmt Dankbarkeit als Verehrung einer Person wegen einer uns erwiesenen Wohlthat. Aber Thomas fügt bei, daß man dem Wohltäter, wenn er es brauche, auch Hilfe schulde. Darum gehört zur Dankgesinnung auch der Wille, dem Wohltäter das erwiesene Gute in angemessener Weise zu vergelten.

Dankbarkeit besteht oft ohne äußeren Dank, nie ohne inneren. Äußerer Dank ohne Dankgefühl ist nur seelenlose Ablohnung, vielleicht nur ein verstecktes Betteln um neue Gaben. Der äußere Dank ist zuweilen unmöglich, zuweilen auch unnötig; der innere ist immer möglich und notwendig. Es liegt dem Wohltäter vielleicht wenig an unsern Worten, gar nichts an unsern Gegengaben; aber wertvoll ist ihm unsere Ergebenheit. Er will nicht von uns bezahlt sein, aber er freut sich, auf uns zählen zu können. Dankwissen ist mehr als Danksingen, Dankhaben mehr als Widerschenken. Des Wohltuns wie Dankens kostbarstes Teil ruht im Herzen.

Dabei bleibt vollkommen wahr, daß in der Regel durch äußeres „Danken“ die innere Gesinnung sichtbar und wirksam werden muß. Besonders klar bestimmt Lessius den Begriff des Dankes in dem klassischen Werke „Von der Gerechtigkeit und dem Recht“, kürzer in dem warmherzigen Buche „Von den Vollkommenheiten Gottes“ (I. 12, c. 19). Danach ist es eine Ehrerweisung für die frei gespendete Wohlthat gegenüber dem Wohltäter durch Worte oder Gebärden. Es ist eine Ehrerweisung, Huldigung im Äußern, wie der Willensdank im Innern. Lessius bemerkt schon für seine Zeit, daß es, eben weil Ehrerweisung, sich mit den gewöhnlichen Ehrfurchtsbezeugungen verbinde, indem man z. B. sich verneige oder das Haupt entblöße. Als Entgelt für kleine Dienste genügen auch diese Ehrfurchtsbezeugungen allein. Um den Dank zu steigern, spricht man „besten“, „großen“, „verbindlichen“, „ergebensten“, „gehorsamsten“, „innigen“, „tiefgefühlten“, „schönen“, „warmen“, „heißen“, ja „tausend“ Dank aus; es erhöht seinen Wert auch, wenn man Hochschätzung der

Wohltat durch freudige Aufnahme und sorgfältige Verwendung zu erkennen gibt.

Alle Erzieher sind besorgt, den nach genossener Wohltat sogleich dahinhüpfenden Kindern das Danken anzugewöhnen. Die dänischen Kinder müssen am Schlusse jeder Mahlzeit zur Mutter sagen: Tak for mad — Dank für das Essen. Aber zur geziemenden Dankagung gegenüber den Menschen erzieht das Leben, wo immer es in gesitteten Formen verläuft; wollte sich ein Undankbarer über die Höflichkeitspflicht hinwegsetzen, würden ihn die üblen Folgen bald zurechtweisen. Auch Schüchternheit oder Unbeholfenheit, die für den innern Dank keinen rechten Ausdruck finden, müssen überwunden werden.

Gott läßt uns den Ausfall der Dankagung weit weniger als die Menschen fühlen; obwohl die Undankbarkeit viele Quellen seiner Gnade verschüttet, fließt doch der Strom der gewöhnlichen Wohlthaten unbehindert weiter. Die also so unschön gefinnt sind, daß sie nur danken mögen, um morgen wieder zu atmen und zu essen, werden Gott gegenüber gerade für die täglichen Wohlthaten den Dank unterlassen. Edle Menschen aber mit wohlentwickeltem Dankfinn bauen in ihr Leben ein ganzes Stromnetz von Dankagung ein. Dank gehört zu ihren ersten Betätigungen jeden Morgen — wie vieles hat man für die Nacht zu danken! — Dank bildet einen Teil ihres Abendgebetes, Dank ist ihr Tischgebet. Mit Dank begleiten sie fast jede Rückschau, die sie von Stunde zu Stunde auf ihr Leben werfen; mit Dank für Gottes Wohlthaten will das Exerzitienbuch des hl. Ignatius die allgemeine Gewissenserforschung eingeleitet wissen. Das Exerzitorium des Abtes García Cisneros entwirft den Ordensleuten einen reichen Plan der Dankagung, indem er sie allabendlich, die großen Wohlthaten Gottes auf die Wochentage verteilend, zu bewundernden, glühenden Anmutungen des Dankes sich zu erheben anleitet. Zu den Andachten nach dem Empfang des Buß- und Altarsakramentes gehört Dank so sehr, daß der Sprachgebrauch sie geradezu Dankagungen benannt hat. Fromme Christen machen Dankbesuche beim Sakrament, wie andere die Dankvisiten bei Menschen für ihre Schuldigkeit halten. An den christlichen Festen wissen sie immer zu danken, bald für das, was der Menschheit Christi, seiner Mutter und seinen Heiligen, bald für das, was uns selber erwiesen ist. Auf den Lippen der dankbaren Christen verstummt überhaupt das „Gott Lob!“ und „Gott Dank!“ nie lange, wie ja auch die Heilige Schrift des Alten und des Neuen Bundes sich nicht genug tun kann in Dankagung

und Ermunterung dazu, und wie die Kirche alle Tage singt, daß es wahrhaft würdig sei und gerecht, billig und heilsam, Gott immer und überall Dank zu sagen. Oft, wenn die Lippen der Christen schweigen, dankt der Geist; denn dem Allwissenden, obwohl nicht den Menschen, kann man auch im verborgenen Herzen Dank abstatten, Dankhöre klingen lassen, Dankfeste feiern.

Nicht wenige Sprichwörter reden geringschätzig vom Wortdank. „Wenn Danken einen Bagen kostete, so behielt's mancher in seinem Säckel.“ „Der Lohn ist krank, wo es heißt: Hab Dank!“ Die Sprichwörter meinen aber nicht den Wortdank überhaupt, denn dieser verdient alles Lob, sondern nur den Dank, der bei bloßen Worten stehen bleibt, obwohl noch die höhere Pflicht der Vergeltung durch Taten drängt.

Wer nicht durch Werke vergilt, ist undankbar, wie man fruchtlose Arbeiten und Bäume undankbar nennt. Menschen gegenüber, die sich für uns Opfer auferlegt haben und denen wir von Nutzen sein können, sind greif- und sichtbare Dankgaben und -dienste unerlässlich. „Von Dank starb des Henters Kaze: man dankte ihr, gab ihr aber nichts zu fressen.“ „Von leerem Dank wird die Küche mant.“ „Mit Dankhab schmälzt man keine Suppe.“ Es ist eine harte Anklage auf Undankbarkeit, daß das Volk sagt, eine Mutter könne eher zehn Kinder als zehn Kinder eine alte Mutter ernähren.

Wo Armut oder des Wohltäters Unerreichbarkeit keine Gegengabe erlauben, vergilt das Gebet. Wie reich lohnt der Arme, der seinem Gut-täter das Himmelstor öffnet! „Vergelt's Gott!“ ist im Süddeutschen eine vielgebrauchte Dankformel, die schönste, die sich denken läßt, weil sie sowohl als Dankagung empfunden wird als auch schon den Tatendank des Gebetes leistet. „Danki Gott“, hört man oft in der Schweiz.

Eine wertvolle Vergeltung liegt darin, daß man für den guten Namen des Wohltäters Sorge trägt. Dankbare Menschen nehmen den Ort und die Stunde wahr, über die empfangene Wohlthat und den Wohltäter Gutes zu reden. Von unermesslicher, ja einziger Bedeutung ist diese Gattung des Dankes in unserem Verhältnis zu Gott: wir können Gott im Werke nicht anders danken als dadurch, daß wir seiner Ehre leben. Wir vergelten Gott, indem wir ihn verherrlichen, und wir verherrlichen Gott vor Gott, Engeln und Menschen, indem wir seinen Willen und sein Wohlgefallen zum Gesetz unseres Lebens machen. Was aber unsere Beschränktheit nicht erreicht, das ersetzt Christus auf unsern Dankaltären. Rein

Mensch kann Gott würdig danken außer dem Katholiken in der heiligen Messe.

Thomas von Aquin entwickelt mit seiner Seelenkunde noch manche Einzelheiten, die beim Vergelten zu beachten sind. Man solle den passenden Augenblick abwarten und sich mit einer Gegengabe, von Fällen besondern Bedürfnisses oder Erwartens abgesehen, nicht allzusehr beeilen. Sonst würde es so aussehen, als wolle man bezahlen und möge keine Dankschuld tragen. Dann aber müsse man mehr zu geben trachten, als man empfangen habe; denn nur durch solchen Überschuß werde die Gegengabe eine umsonst gebotene, wie die Gabe es war, also nur dadurch eine rechte Vergeltung, die nicht bloß der Gabe, sondern auch der Gesinnung des Guttäters entspricht. Freilich, wie könnten wir Gott mehr zurückgeben, als er uns gab? Nirgends wird es möglich als wiederum in der heiligen Messe. Doch ist auch der Christus unserer Altäre eine Gabe Gottes; offerimus de tuis donis ac datis, bekennet der Priester nach der heiligen Wandlung.

Vollkommene Dankbarkeit ergreift so den Menschen in allen seinen großen Kräften; ihre Pflichten bilden ein ganzes System, von der Erkenntnis als Grundlage bis zur hingebendsten Vergeltungstat.

Leider bilden aber ein solches System auch unsere Fehler gegen die Dankbarkeit. Alle, die für andere arbeiten, wissen von Undankbarkeit zu erzählen; treue Anhänglichkeit an Guttäter, die den Beschenkten nicht mehr notwendig sind, findet sich auf Erden so selten. Erst recht: „Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt“; „Undank ist der Welt Lohn“, auch für den Weltchöpfer.

Kant unterscheidet zwischen qualifizierter Undankbarkeit, d. h. Haß gegen den Wohltäter, und Unerkenntlichkeit. Durchgreifender trennen die scholastischen Schriftsteller konträre und privative, formale und materiale Undankbarkeit. Die privative Undankbarkeit ist Dankversäumnis, Danklosigkeit; ihr Fehler besteht im Unterlassen. Schuldbar vergißt sie das empfangene Gute, bedenkt und schätzt es nicht; sie dankt lau, spät oder gar nicht und ist geizig im Vergelten. Die konträre Undankbarkeit aber, der eigentliche Undank, tut etwas, was den Dankpflichten entgegen ist; sie behandelt den Wohltäter nicht bloß nicht gut, sondern geradezu böse. Sie denkt und redet schlecht von ihm; sie vergilt ihm, wie der Sünder in jeder Sünde dem guten Gott, das Gute mit Bösem. Sie dankt mit „des Henkers, des Teufels Dank“. Doch ist Undank nicht immer formale, d. h. grundsätzliche Undankbarkeit. Diese ist die Verleugnung des

Dankwillens; sie reißt an dem innern Band der Vergeltungspflicht und schüttelt die Dankbarkeit im Wesen ab. Sie will nicht dankbar sein, entweder überhaupt nicht, oder doch nicht in diesem Falle, oder wenigstens leugnet sie, daß hier eine Dankschuld vorliegt. Darum bestreitet, benörgelt, verkleinert sie innerlich oder äußerlich, aber in schuldbarer Verblendung, die Wohltaten oder die gute Absicht des Gebers, verkehrt sie gar ins Böse, „sagt Dank mit Fluchen“, schreitet von Lasterreden zu Taten der Abneigung und des Hasses fort. Viele mögen in unserer Zeit, wo man auch Gott leicht hin kritisiert, ja aus kurzichtiger Unzufriedenheit mit seiner Vorsehung ihn weglegt, sich gegen den höchsten Wohltäter dieser ärgsten Art der Undankbarkeit schuldig machen. Der materialen, bloß tatsächlichen Undankbarkeit wohnt weniger Bosheit inne; sie verletzt zwar die Pflichten der Dankbarkeit, aber verleugnet sie nicht. Mag sie in mancherlei Gedanken, Worten und Werken dem Wohltäter Übles tun, an der Dankbarkeit selbst und den sie begründenden Wohltaten rüttelt sie keineswegs. Indem sie so die Pflicht, gegen die sie fehlt, immer noch anerkennt, erfährt ihre sittliche Verkehrtheit nicht die Tiefen der Seele. Wann aber bei den einzelnen Akten der Undankbarkeit die Sünde beginne, wann gar die schwere Unordnung einsetze, darüber haben die Moralisten ihre sachgemäßen Überlegungen angestellt.

3. Unschätzbarer Gewinn fließt dem Menschen aus der Dankbarkeit zu.

Die Dankbarkeit ist die Tugend, welche die ohne Entgelt gespendeten Wohltaten anerkennt und in angemessener Weise vergilt. Alle Welt gesteht zu, daß diese Tugend sittlicher Adel ist. Sie gehört zur Kardinaltugend der Gerechtigkeit, die jedem das Seine gibt; der Dankbare gibt dem Wohltäter das Seine. Es ist des Wohltäters begründeter Anspruch, daß man ihn als Wohltäter ehre, und daß man ihm ebenso gut sei, wie er selber sich erzeigt hat. Daß der Anspruch nicht eine strenge Rechtspflicht begründet, drückt der Dankbarkeit um so mehr das Merkmal freier Tugend auf. Der Dankbare ist mehr als gerecht; er ist edel. Er hat Verständnis für sittliche Forderungen, die über Kaufkontrakten und Tauschverhältnissen hinausliegen; er fühlt Schulden auf sich, ohne daß er vor dem kalten Recht als Schuldner gälte. Zartere sittliche Verständnisse sind es, die die Dankbarkeit im Menschen hervorrufen, nicht bloße Nützlichkeits-erwägungen, wie etwa Walchs Philosophisches Lexikon meinte, Dankbarkeit gründe sich „auf die Bequemlichkeit, weil durch die Guttätigkeit das be-

queme Leben gar sehr befördert wird, wo man aber aller Dankbarkeit vergessen wollte, so würden auch die Guttaten gar bald aufhören“.

Die Dankbarkeit gehört sogar sicherer dem geistigen Leben an als die Liebe, sofern diese nur auf Selbstliebe beruht. Solche Liebe entsteht zwar naturgemäß mit der Dankbarkeit, aber auch ohne sie. Die Züge von sog. Dankbarkeit, die man aus dem Tierleben erzählt, sind Äußerungen bloßer sinnlicher Zuneigung zum Guttäter; für die Auffassung der geistigen Kategorie der Dankeschuld fehlt dem Tier das Organ.

Die Dankbarkeit steht im Tugendgebäude zwar nicht in den obersten Spitzen, aber doch an sehr ehrenvoller Stelle, und nicht bloß als Zierde, sondern als tragendes Bauglied. Zuweilen wird sie verwendet, um Hochragendes zu tragen; immer aber findet sich eine Reihe wichtiger Tugenden in sie verbaut.

Die Erkenntnis und Schätzung der Wohltaten bringt Zufriedenheit und Freude in die Seele. Pflege der Dankbarkeit ist Pflege der Freude. Wer Gott zu danken weiß für jeden Sonnenstrahl, behält für Klagen und Murren weder Zeit noch Stimmung. Er anerkennt eben, daß er Gutes hat; aus der Wahrnehmung aber, daß man Gutes hat, gehen Friede und Freude unmittelbar hervor. Es gibt keine Erziehung zur innern Freude, die erfolglicher wäre als die Dankbarkeit¹.

Wer so dann äußerlich recht dankt, schreitet in rechter Demut voran. Dünkel dankt nicht. Der Hochmütige läßt schon innerlich kein Dankgefühl aufkommen, weil er sich einbildet, es gehöre sich so, daß ihm alles zu Diensten sei, noch mehr aber scheut er das äußere Anerkenntnis, daß er

¹ Thomas Carlyle (Sartor resartus II, 9 [London 1904] 130) führt aus, wie nach unserer Meinung ein gewisses Durchschnittsglück auf Erden uns von Natur aus und von Rechts wegen gehöre. Es ist, wie wir denken, einfach die Bezahlung unserer Verdienste und fordert weder Dank noch Klage. „Nun beachte man, daß wir selber die Abschätzung unserer Verdienste in Händen haben, und welch eine Unsumme von Selbstbetrug in jedem von uns steckt; wundern man sich dann, daß die Wage so oft auf der verkehrten Seite niedergeht und manch ein Dummkopf (blockhead) schreit: Da schau, was für eine Bezahlung! ist jemals ein würdiger Herr so behandelt worden? Ich sage dir, Dummkopf, es kommt alles von deiner Eitelkeit, von den Verdiensten, die du dir einbildest. Wils dir ein, daß du verdienst gehängt zu werden (was höchstwahrscheinlich der Fall ist), und du wirst es als Glück empfinden, bloß erschossen zu werden. . . . Der Wert des Bruches, der unser Leben ist, kann nicht so sehr dadurch erhöht werden, daß man den Zähler vergrößert, als dadurch, daß man den Nenner verkleinert. Ja, wenn meine Allgebrauch mich nicht täuscht, ist Eins durch Null gleich Unendlich. Mache also keine Bohnensprüche zu Null, so hast du die Welt unter den Füßen.“

einem andern etwas „verdanke“. Danken müssen, würgt den Hochmut. Auch Kant bemerkt, daß die Ursache manchen Undankes in dem Widerwillen liege, den Guttäter als solchen, also als Höherstehenden anzuerkennen. Der Wohltäter ist ja, wie Thomas von Aquin sich ausdrückt, dem Empfänger gegenüber Prinzip; der Hochmut aber will in allem als selbstgeschaffen gelten, ja Hochmut will lieber darben als danken. Je mehr sich ein Mensch, auch wo kein Hochmut ihn verblendet, des Vorrangs vor andern bewußt ist, desto mehr kostet Danken ihn Überwindung. Doch Demut ist Wahrheit; da wir von andern abhängen, müssen wir vor andern uns beugen. Dabei weiß die Demut, weise wie immer: Zuweilen, wo ein Mensch in andern das Bewußtsein der Unterordnung zu erhalten und zu stärken Grund hat, darf er die Dankäußerung unterlassen.

Durch die Tat vergelten heißt immer einen Sieg über die Selbstsucht dabontragen, die wohl nehmen, doch nicht geben will. Dem höchsten Wohltäter aber, Gott, in der Tat vollkommen dankbar sein, heißt das ganze Leben vollkommen machen. Da die Wohltaten Gottes sich über unser ganzes Sein in aller Breite und Tiefe erstrecken, ja dieses Sein selber sind, sieht die Dankbarkeit sich Gott gegenüber immer im Rückstand. Um zu leisten, was möglich ist, ruft sie das ganze Leben zu Hilfe. Sie wirkt für Gottes Ehre, was sie kann, nicht bloß aus ihrem eigenen Beweggrund heraus, sondern sie zieht alle Tugenden zum Danken heran. Sie huldigt dem Schöpfer als erstem Guttäter, aber sie freut sich auch, durch Opfer und Anbetung ihm als erstem Seinsgrunde zu huldigen. Sogar die Liebe macht sie sich dienstbar; sie will Gott Liebe erweisen, um ihm durch Liebe zu danken. Kein religiöser und sittlicher Heldenmut, der ihr zu hoch läge; auf Dankbarkeit kann man Heiligkeit bauen.

Mit Recht sagt man, daß ein Mensch, dem jede Dankbarkeit fehlt, sittlich tot ist. Erkenntlichkeit, d. h. die bescheidenere Dankbarkeit für die kleineren Wohltaten, gehört zum wohlerzogenen Menschen. Ohne ein gutes Maß von tiefergehender Dankbarkeit gibt es keinen edlen Charakter. Vollendete Dankbarkeit aber treibt zum Höchsten empor; sie füllt die Seele mit der immer weiter drängenden Frage: Was soll ich dem Herrn vergelten? und mit dem warmen Eifer, an die Vergeltung das Kostbarste und alles zu setzen.

Es ist ein schlimmer Mangel an allen Philosophien, die keinen persönlichen und freien Gott haben, also am Materialismus und den allermeisten Abarten des Monismus und Pantheismus, daß sie nicht danken können.

Höchstens den Menschen können sie danken, die meisten auch diesen nicht; denn da sie die Willensfreiheit leugnen, verdienen ihre Wohltäter, die nur vollzogen, was sie nicht lassen konnten, so wenig eigentlichen Dank wie unfreie Tiere für ihr Anhängen, Gebraucht- und Verbrauchtwerden, wie Bäume für ihre süßen Früchte, Maschinen für ihre willkommenen Hilfen, schöne Gegenden für ihre Anregungen. Wem vollends sollen jene Gottlosen danken für die Tiefen ihres Seins und Lebens? Sie behaupten ja, ihr Sein bestehe durch sich selbst, oder das Alleins habe es notwendig aus sich herausentwickelt. Etliche von ihnen schreiben denn auch dreist: Wir haben nichts zu danken!

Aber dem denkenden Menschen drängt sich zu klar, als daß er sich in solch kalte Hoffart könnte festlegen lassen, seine Abhängigkeit von Gott und Mitgeschöpfen und seine Dankschuld gegen ihr freies Wohlwollen auf. Dankbarkeit ist uns Gesetz und Bedürfnis zugleich; sie kann nirgends fehlen, wo sich unversehrte Menschlichkeit ausprägt.

Otto Zimmermann S. J.